

Rundschlag

VON MARTIN WINTERLING

Olympische Disziplin – Gähnen

Den Leuten muss an diesen milden Winterabenden verdammt langweilig sein. Mehr als sieben Millionen Zuschauer haben sich am Mittwochabend die Kür des Eiskunstlauf-Paars Savchenko und Szolkowy angeguckt und sich wehmütig an Marika Kilius und Hansjürgen Bäumler erinnert, wie sie einst mit ihren Axeln und Lutzen unsere vereisten Herzen erwärmten. Das waren sogar ein paar Tausend mehr, als sich die 5:0-Pokal-Kür von Mandzukic und Shaquiri anglotzten. Klarer Höhepunkt des Eiskunstlaufs war der Patzer, der Savchenko und Szolkowy umsehnte Gold brachte. So etwas wollen wir sehen! Abgründe, Tragödien, Dramen.

So ist der Sport. So sind Sportübertragungen. Das Spannendste bei der Formel 1 sind Crashes, bei Motorradrennen Stürze und bei Fußball heimtückische Tritte gegen's Schienbein des Gegenspielers. Und wer sich derzeit bei den Olympischen Spielen die rasenden Weißwürste im Eiskanal anschaut, fiebert im tiefsten Inneren der Sekunde entgegen, in der sich einer verbremst und es ihn endlich haushoch aus der Bahn haut.

Zugegeben. Rasant geht's zu bei vielen olympischen Disziplinen. Sehen wir mal vom Curling ab, dem aber völlig andere Reize innewohnen. Zudem akrobatisch und oft halsbrecherisch, wenn wir an die Freestyler, Snowboarder und Skispringer denken. Aber im Grunde ist die Winterolympiade eine Ansammlung von Randsportarten, in denen ein paar wenige Exoten die Medaillen unter sich ausmachen.

Wie viele aktive Rodler gibt es denn auf dieser Welt? 100, 1000 oder womöglich doch 2000? Wie viele Reiche haben sich Bobfahren zum Hobby erkoren? Wie viele Leute betreiben Skeleton, Eisschnelllaufen oder rennen auf Langlaufskiern mit einer Knarre auf dem Rücken durch die Gegend und legen zwischendurch nach Atem japsend auf einen verirrtten Schneehäsen an? Okay, sich im Skifahren versuchen, das tun viele. Aber doch nicht so himverbrannt den Steilhang runter wie Höfl-Riesch & Co. Wenn wir das überhaupt noch als Skifahren bezeichnen dürfen. So wenig wie Skifliegen von der Großschanze etwas mit unseren kühnen Hüpfen über einen Schneehügel auf der Piste zu tun hat. Mit solch gigantischen Prügeln am Fuß von einer Schanze zu springen, dazu gehört nicht nur Mut, sondern eine ordentliche Portion Wahn- gepaart mit Irrsinn. Hand aufs Herz. Wir schauen lieber zu. Oder schalten ab.

Mit Soft-Air beschossen

Zwölfjähriger zielt auf Zehnjährige

Weinstadt.

Ein zehnjähriges Mädchen wurde am Mittwoch von einem zwölfjährigen Burschen mit einer sogenannten Soft-Air-Pistole beschossen und leicht an den Oberschenkeln verletzt. Der Bursche konnte durch die Polizei ergriffen und seiner Mutter überstellt werden. Das Mädchen war gegen 15.50 Uhr zusammen mit seiner Freundin auf dem Nachhauseweg, als sie von dem Burschen, der mit seinem Fahrrad unterwegs war, überholt wurden. Er hielt einige Meter entfernt vor den Mädchen an und zog unvermittelt eine schwarze, wie sich später herausstellte, Soft-Air-Pistole aus seiner Oberbekleidung. Er zielte auf nur eines der beiden Mädchen, schoss nach deren Angaben zweimal und traf die Zehnjährige an beiden Oberschenkeln. Hiernach entfernte er sich mit dem Fahrrad. Das Mädchen, welche zwei rote Flecken an den Schenkeln erlitt, begab sich nach Hause und erzählte den Vorfall seiner Mutter, welche die Polizei verständigte.

Nach dem Jungen wurde sogleich gefahndet, er wurde in Weinstadt angetroffen. Die Pistole trug er noch am Körper und wurde sichergestellt. Es handelte sich hierbei um eine „Spielzeugpistole“, mit der kleine Plastikkügelchen verschossen werden können. Diese war vom Aussehen, Form und Gewicht einer echten halbautomatischen Pistole nachempfunden.

Die Polizei weist in diesem Zusammenhang wiederholt auf die Problematik im Zusammenhang mit dem Besitz und Umgang solcher jugendtypischen Spielzeugwaffen in der Öffentlichkeit hin. Diese sind oftmals aufgrund ihrer täuschenden Ähnlichkeit von echten Schusswaffen nicht zu unterscheiden, so dass zum einen das Führen dieser in der Öffentlichkeit verboten ist und zum anderen es bei polizeilichen Einsätzen zu Missverständnissen kommen kann. Der Staatsanwaltschaft wird nun ein Bericht über den Vorfall vorgelegt. Diese entscheidet auch darüber, wie mit der konfiszierten Waffe weiter verfahren wird.

EXTRA: Fünf Jahre nach dem Amoklauf



Experten auf dem Gebiet der Trauma- und Trauerbewältigung: Der Diplomb-Psychologe Thomas Weber aus Köln, der systemische Therapeut Thomas Bäumer aus Tübingen und der Notfallseelsorger Jonas Helbig aus Stuttgart sprachen mit dem Schelmenholzer Pfarrer Dr. Karl Braungart (von links nach rechts) über Wege in der Trauer nach dem Amoklauf. Bilder: Büttner

Die „andere Zeit“

Wege in die Zukunft: Gesprächsabend in der Winnender Albertville-Realschule

VON UNSEREM REDAKTIONSMITGLIED
PIA ECKSTEIN

Winnenden.

Fünf Jahre sind vergangen, seit der Amoklauf von Winnenden Menschen in ein neues Dasein schleuderte. Nach Wegen in die Zukunft fragte das Forum in der Albertville-Realschule: Es erzählten Jürgen Marx, Vater von Selina, und Barbara Nalepa, Mutter von Nicole. Drei Trauma-Experten erklärten den anderen Begriff der Zeit.

Barbara Nalepa war direkt nach dem Amoklauf aus der Zeit gefallen. „Wir wussten nicht, wie wir heißen. Wir wussten nicht, wer wann zu Hause war. Mir war alles egal. Meine beiden Kinder – ich habe fast vergessen, dass ich sie habe.“ Dann bildete ihre Zeit Strudel, die sich um Nicole drehten. Immer wieder Nicole. Täglich zwei-, dreimal auf dem Friedhof, oft stundenlang.

Sie habe erst 2011 wieder klar wahrgenommen, dass sie noch zwei Kinder hat, erzählt Nalepa. Zwillinge, in einem Alter, in dem die Liebe der Mutter zum Wichtigsten zählt. Nach zwei Jahren, sie waren im Urlaub, hat sie gesehen, wie fröhlich die Kinder waren, wie sie lachten, wie sie lebten. Sie hat sie in den Arm genommen und ihnen gedankt, dass sie da sind.

Trauer, sagt Jonas Helbig, Notfallseelsorger aus Stuttgart und am 11. März 2009 als einer der frühen Helfer an der Albertville-Realschule, sei wie ein Fluss. Mal reißend, mal dahinplätschernd, dann wieder reißend. Und wie das Wasser fließe auch die Zeit. Es sei eine andere Zeit. Die Trauern-

den des Amoklaufs leben in einer anderen Zeit, die Außenstehende nicht so erleben und auch nicht mitgehen können.

Jetzt ist's fünf Jahre her, jetzt sollte es doch mal wieder gut sein – das sei das Schlimmste, sagt Jürgen Marx, was jemand sagen könne. Das „Trauerjahr“ – diesen Zeitraum gibt es für ihn nicht. Wer Eltern, Großeltern verliere, für den möge diese Zeit die richtige sein. Denn das sei der normale Lauf des Lebens. Wer sein Kind verliert, will lieber nichts hören, als solches. Will lieber, dass die Leute stumm vorbeigehen.

Die, die nicht betroffen sind, sagt Thomas Weber, Psychologe aus Köln, der die psychologische Hilfe in Winnenden nach dem Amoklauf aufbaute und leitete, deren Leben läuft recht schnell wieder normal. Doch es gibt eben zwei unterschiedliche Zeitbegriffe.

Jahre – kein Begriff für jemand, der jemand vermisst

Thomas Bäumer, Therapeut in der Kinderonkologie in Tübingen, weiß, dass manche Kinder, die Geschwister durch Krebs verloren haben, noch zwanzig Jahre später auf Freizeiten für trauernde Kinder mitfahren. Längst selbst erwachsen geworden, müssen sie noch immer ihre Trauer aus Kinderzeit leben, sind froh, einmal erzählen zu dürfen: Wie war's mit dem Bruder, mit der Schwester. „Drei Jahre, fünf Jahre, 28 Jahre – das sind keine Begriffe für jemanden, der jemand vermisst.“

Der Körper, sagt Thomas Weber, hat eigene Gesetze: Er „entscheidet sich für die Strategie, die er zum Überleben braucht“. Die normale, messbare, logisch begründbare Zeit gilt für ihn nicht. Wer schwerste Verletzungen erlebt, trauert oft direkt danach überhaupt nicht. Nach dem Zweiten Weltkrieg konnten viele Menschen nur wei-

terleben, weil sie verdrängten, das Geschehene raus aus dem Leben nahmen. Irgendwann aber kommt das aus dem Zeitemlauf Herausgenommene wieder. „Irgendwann kommt die Trauer, manchmal auch Jahre später.“

„Auch wir dürfen mal wieder lachen“, sagt Jürgen Marx. Er hat alte Freunde verloren, neue Freunde gefunden und wahre Freunde behalten. Er hat gelernt, Nein zu sagen, und ist hart geworden. Und er hat so

viel Gutes bekommen und will es zurückgeben. Er engagiert sich in Afrika. Und eine für ihn schönste Geste unter all den tröstenden Zeichen der Anteilnahme war die eines Afrikaners: mit der Hand auf dem Herzen die Verbeugung vor der Trauer. „Das Leben ist weiterhin schön“, sagt Jürgen Marx. Und er zitiert Ivan Schneiders Vater, der auch auf bestialische Weise sein Kind verloren hat und der trotzdem sagte: „Das Leben ist viel zu schön, um es aufzugeben.“

Gangbare Wege

Bei der Bewältigung eines Traumas gibt es kein Rezept

Am Anfang, eine kurze Zeit lang, machten sie mit beim Aktionsbündnis Amoklauf. Doch dann merkten Barbara Nalepa und ihr Mann, dass das „nicht unser Weg war“. Sie zogen sich vollständig zurück von dem, was andere Eltern vorantrieben, was andere Eltern durch das Leben danach trieb.

„Es gibt nicht den richtigen Weg“, sagt Thomas Weber. Deshalb, so sind sich die Trauma-Experten einig, könne auch kein Rezept gegeben werden: Mach erst das, dann das, dann das. „Es gibt so viele Wege, wie es Menschen gibt.“

Sowohl die Nalepas als auch Familie Marx haben Hilfe von Psychologen angenommen. Eine „Riesenstütze“, sagt Jürgen Marx. „Rückenwind“, sagt Thomas Bäumer, versuche er, den Menschen zu geben, die er begleitet.

Psychologen kennen das Phänomen, dass die Menschen, die einen solchen Verlust erlitten haben, und jene, die drum herum leben, nicht mehr aufeinander zugehen können. Eine schier unerträgliche Erfahrung für alle. „Courage“ empfiehlt Thomas Bäu-

mer: überlegen, wie man eine Brücke bauen könne, in die Begegnung hineingehen. Man könnte sagen: Heute habe ich an dein Kind gedacht. Oder man könnte am Geburtstag des Kindes eine Karte schreiben. Man könnte auch einfach fragen, sagt Thomas Weber, „was möchtest du?“

Wünsche der Eltern

■ Ein Appell an die Presse: Macht nicht so einen Hype. Es ist das Schlimmste für Eltern, das Kind unter Polizeischutz beerdigen zu müssen.

■ Geht mit den Menschen respektvoll um.

■ Akzeptiert, dass Privates privat ist: Späht nicht die Geschwister auf dem Spielplatz aus, veröffentlicht keine Bilder, die nicht freiwillig gegeben wurden.



Rektor Sven Kubick: An jene denken, die den Weg in die Schule noch nicht gehen konnten.



„Ich vermiss' Dich“ – ein Lied über den verlorenen kleinen Bruder: Sebastian und Samuel Brandt (Mitte und rechts), Musiker aus Winnenden, begleiteten die Gesprächsrunden.